



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, O. E.: Kursächsische Streifzüge : 6. Torgau

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

schaffen sucht“ — behüte Gott, da klingeln wir nicht heran! Wir wollen nur noch für unsre Leser zum Nachdenken die eben betrachtete Stelle in der Übersetzung des Königs Johann ausschreiben:

Die Stunde wars, die Schiffenden das Sehnen
 Heim wendet und ihr Herz erweicht am Tage,
 Da sie „Lebtwohl“ gesagt den süßen Freunden,
 Und die mit Liebe quält den neuen Pilgrim,
 Wenn er von fern ein Glöcklein hört, des Hallen
 Den Tag scheint zu beweinen, der dahin stirbt.

Hier merkt man den Zwang einer Übersetzung, die treu sein will, dafür giebt sie aber auch viel mehr von dem wirklichen Dante als die schönere Übertragung Kohlers, weswegen sie durch diese keineswegs überflüssig gemacht wird. Es sind zwei Bücher von ganz verschiedenen Absichten; zu dem Zwecke, für den wir das eine unsern Lesern vorgeschlagen haben, würden sie das andre nicht brauchen können.

Zum Schluß empfehlen wir noch ein neues italienisches Wörterbuch in zwei kleinen, sehr handlichen Bänden von D. Hecker, Vektor an der Universität Berlin (Braunschweig, Westermann), praktisch kurz gefaßt, gut gedruckt und mit Accenten versehen, für den täglichen Gebrauch nach unserm Dafürhalten das zweckmäßigste unter allen bis jetzt vorhandenen.



Kursächsishe Streifzüge

Von O. E. Schmidt in Meissen

6. Torgau



on welcher Seite her man auch der alten Stadt Torgau naht, immer macht sie einen bedeutenden Eindruck. Kommt man von Norden oder von Osten her an das der Stadt gegenüberliegende Elbufer, so fesselt unsern Blick das hart am Wasser aufragende gewaltige Schloß Hartenfels, kommt man von Süden oder von Westen her, so hebt sich schon in weiter Ferne die mit zahlreichen Thürmen geschmückte Silhouette der Stadt scharf und kräftig aus der Ebne empor. Überschreitet man die Stadtgrenze, so gewahrt man, daß Torgau in einem merkwürdigen Umwandlungsprozeß begriffen ist. Es war bis 1892 Festung, jetzt aber zersprengt es in rüstiger Kraft den engen Gürtel, und so stößt man überall an der Peripherie auf halbverschüttete Wassergräben, halbeingerissene Wälle und Kasematten, zwischen denen, namentlich nach dem Bahnhofe zu, ein elegantes Villenviertel im Entstehn ist. Aber sowie man auf einer der breiten Straßen zum Markte emporsteigt, grüßen uns Bauten aus dem sechzehnten Jahrhundert, das der innern Stadt mehr als jedes andre sein Gepräge gegeben hat. Der Markt bildet ein Viereck auf der höchsten Fläche

des von Westen her sanft ansteigenden Plateaus; er hat einen malerischen Brunnen in der Mitte und ringsum hochgieblige altertümliche Häuser. Die Westseite nimmt das stattliche Rathaus ein, ein Renaissancebau von 1563, dessen reicher plastischer Schmuck zwar an der Hauptfassade fast verschwunden, aber an dem weitausladenden runden Erker der Südwestecke erhalten ist: dort sieht man neben allegorischen Bildnereien auch das Relief des Kurfürsten August, unter dessen Regiment das Haus gebaut worden ist. Das Innere birgt außer den Amtsräumen die ansehnliche Sammlung und die Bibliothek des Torgauer Altertumsvereins.

Wir sahen den Markt im bunten Gewimmel der Käufer und der Verkäufer, die am Morgen von allen Seiten der reichangebauten Gegend hereingeströmt waren, ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse abzusetzen. Da sitzen nun zwischen den mit großen bunten Regenschirmen gezierten Ständen der gewerbsmäßigen Händler und Händlerinnen die oft rührenden Gestalten der Kleinbäuerinnen, für die ein einziger Tragkorb ausreicht, die der kleinen Wirtschaft entbehrliche Menge von Butter, Käse, Eiern und Obst, vielleicht auch nur ein paar Gerichte Pilze und Fliederbeeren auf den Markt zu bringen; diese Bäuerinnen stehen aber gerade wegen der Bescheidenheit ihrer Produkte noch in einem innern Verhältnis zu ihnen. Überhaupt ist mir ein solcher kleinstädtischer Wochenmarkt mit seinen aufs Pflaster gebreiteten Hügeln von dunkeln Rotkraut und grünen Gurken, mit den strohgepolsterten Körben frisch gepflückter Pflaumen, auf deren blauer Haut noch der zarte graue Reif liegt, mit den wachsfarbenen und rotgeflamten Äpfeln, den kokett am Bauernwagen baumelnden Hasen und den zwischen bunt befiederten Fasanen sich ihrer Nacktheit fast schämenden „Gänsbäuchen“ immer ein erfreulicher Anblick im Gegensatz zu den großstädtischen Markthallen, so wichtig und notwendig diese auch vom wirtschaftlichen Standpunkt aus sein mögen. Denn die überdachten Riesenräume mit dem Echo der feilschenden Stimmen, mit dem ewig gleichen, fast betäubenden Geruche, zu dem faulendes Obst, zweifelhafte Seefische und verwesendes Wildbret einträchtig zusammenwirken, sind doch etwas unendlich Berggrößeres im Vergleich zu dem altväterischen, sonnenbeschienernen Handel im Freien und unter der blauen Luft, in die sich Geruch und Geräusch soweit verflüchtigen, daß nur der zum ästhetischen Wohlbehagen nötige Teil davon übrig bleibt.

Der Torgauer Markt ist zu allen Zeiten von Bedeutung gewesen, ja ihm scheint der Ort überhaupt seine Entstehung zu verdanken, denn das slawische Wort Torgowe bedeutet nichts andres als Markt. Eine uralte westöstliche Straße, die von Halle und Eilenburg, also von den Ufern der Saale und der Mulde her über Dobrilugk zur Oder führte, kreuzte sich hier mit einem südnördlichen, längs der Elbe laufenden Handelswege. Die modernen Bahnanlagen sind diesem uralten Straßenzuge gefolgt: denn Torgau ist der Knotenpunkt der Halle-Sorau-Gubner Bahn mit der Linie Wittenberg-Torgau, die allerdings ihrer natürlichen südlichen Fortsetzung nach Belgern und Strehla noch ermangelt. Auch der Elbstrom, jetzt bei Torgau zwiefach überbrückt, war hier schon in alter Zeit verhältnismäßig leicht zu passieren. Denn der Porphyriegel, auf dem jetzt Schloß Hartenfels thront, gewährte inmitten einer

vielfach versumpften und überschwemmten Gegend (s. S. 204) unter allen Umständen einen gesicherten Zugang zum Ufer; außerdem durchzieht dieser Felsriegel auch den Strom selbst und hat darin eine Furt und mehrere Berder geschaffen, die den Wasserpiegel teilen und so den Übergang erleichtern. So entstand schon in slawischer Zeit an diesem wichtigen Kreuzungspunkt ein kleiner Handelsplatz, an den die ehemals im Norden vor der Stadtmauer liegende Gemeinde „Alte Stadt“ erinnerte. Dazu kam dann, spätestens unter Otto dem Großen, eine deutsche Burg, die schon im elften Jahrhundert im Besitze der Wettiner war.

Im Anfang des zwölften Jahrhunderts müssen in und um Torgau schon ansehnliche deutsche Siedlungen bestanden haben. Denn in einer Urkunde vom Jahre 1119 schenkt Konrad der Große die schon von seinem Vater mit Hufen ausgestattete Kirche zu Torgau, ferner ein Gut unter der Burg, eine Besitzung am „Kaufplatz“, den Zehnten aus einigen Dörfern und aus der Fischerei im See und endlich die villa Bodsesse (= Sitz des Bodo) dem Thüringer Kloster Reinhardtsbrunn, damit es in Torgau ein Tochterkloster errichte. Die dabei erwähnte Kirche lag ohne Zweifel an der Stelle der jetzigen Haupt- und Marienkirche, westlich von der Burg. Das jetzige Kirchengebäude ist allerdings weit spätern Ursprungs. Zwar zeigt es an einem Turme und über dem Portal noch romanische Säulen, Reste eines ältern Baus, aber ihre gotischen Hallen sind erst im vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert errichtet worden. Seit ihrer 1885 vollzognen Erneuerung macht die Kirche mit ihren drei Schiffen und ebensoviel Chören einen weihvollen Eindruck, der noch durch zahlreiche Erinnerungen an die Reformationsgeschichte gehoben wird. In einem der an der Kirche liegenden geistlichen Häuser vereinbarte Luther mit Melanchthon und Jonas am 3. April 1530 die letzte Fassung der Glaubensartikel, auf die sich der damalige religiöse und kirchliche Zwiespalt bezog, und übergab sie dem zum Reichstag aufbrechenden Kurfürsten; so wurde durch die „Torgauer Artikel“ die Augsburger Konfession vorbereitet. Auch vor und nach dieser Zeit ist Luther — etwa vierzig mal im ganzen — in Torgau gewesen und hat dort als Prediger und Seelsorger am kurfürstlichen Hofe, aber auch als Organisator der evangelischen Kirche eine wichtige Thätigkeit entfaltet. Denn Torgau war ja eine der ersten Städte, die die Wittenberger Ordnung des Gottesdienstes annahm: fast zu derselben Zeit wie in Wittenberg fand in der Torgauer Nikolaikirche die erste evangelische Taufe und Predigt statt, obwohl der Bischof von Meißen in eigner Person herzukam, die einreisende Ketzeri wieder auszurotten. Aus Torgau holte sich Luther auch seine Gehilfen bei der Einrichtung des evangelischen Gemeindegesangs: den alten kurfürstlichen „Sangmeister“ Konrad Kupf und den etwas jüngern Johann Waltherr. Diesen behielt Luther mehrere Wochen bei sich, sang ihm seine geistlichen Kompositionen vor und bediente sich seiner Hilfe und seines Rats bei der Herausgabe des ersten evangelischen Gesangbuchs (1524).

Auch Melanchthon gewann mit der Zeit ein inneres Verhältnis zu den Torgauern. Ihre Stadt mit ihrer aufblühenden Gelehrtenschule erschien ihm

die rechte Schwester der Universitätsstadt Wittenberg; beide benannte er gern mit griechischen Rosenamen, Wittenberg als Leukoris, Torgau als Argelia, und führte den Ursprung der gebildeten „Meißner“ gern auf die griechischen Myfrier zurück, daher seine Verse:

Im Lande zu Meißn wol bekant
Eine alte Stadt Torga genant

Ist vor zeiten Griechisch sein
Argelia genant, Deutsch Sonnenschein.
Und daß es doch nicht wunder nehm,
Wo sie zu diesem Namen kem:
Der Griechen Nachbarn seind gewest
Die Meißner, so hieher gereist
Aus Myfrien in Sonia.

So zog der humanistische Geist allmählich von Wittenberg auch in die südliche Nachbarstadt ein: ein Beweis dafür liegt in der Veränderung der in Torgau vom Mittelalter her üblichen dramatischen Aufführungen. Noch 1535 waren nach altem Brauche „die Historien von Joseph“ gespielt worden. Aber noch in demselben Jahre wurde die von Johann Agricola verfaßte Tragödie „Fuß“ vor dem Räte von Torgau, 1538 auch vor dem Hofe Johann Friedrichs aufgeführt. Ein Jahrzehnt später (1549) führte der Rektor der Lateinschule, Crodel, mit seinen Zöglingen ein Lustspiel des Terenz vor dem Räte in der Trinkstube auf, und im Jahre 1553 spielten gar die Wittenberger Studenten, da die Universität wegen der Pest nach Torgau verlegt worden war, ein Stück des Plautus vor der Bürgerschaft. Diesem Stück ging ein besondrer Akt voraus, worin Leukoris (Wittenberg) und Argelia (Torgau) auftraten. Leukoris ist zu Argelia gekommen, ihre Söhne von ihr zurückzufordern, da sich der „Pater Albis,“ der sie heimführen sollte, wegen des Eisgangs und des Kriegsgeschreis als taub gegen alle Bitten der Leukoris erwiesen hatte. Nun aber wohnt er der Aufführung bei und freut sich der innigen Verbindung der beiden Schwesterstädte.

Übrigens sind nicht nur die kirchlichen und die humanistischen Erinnerungen Torgaus interessant, sondern es hat auch bemerkenswerte rechtliche und soziale Entwicklungen durchgemacht. An die nächst der Burg auf dem Felsen liegende deutsche Altstadt — die slawische „alte Stadt“ lag außerhalb ihres Bezirks, aber unter dem Schutze der Mauer — wuchs im Laufe der Zeit nach Westen zu die Neustadt an. Sie wurde insbesondere der Sitz der mercatores (Kaufleute), negotiatores (Krämer), opifices (Handwerker), mechanici (Schiffs- und Hafensarbeiter), die eine Urkunde von 1343 als ihre Einwohner im Gegensatz zu den Bürgern der Altstadt nennt. Der Verkehrsmittelpunkt der Neustadt war der jetzige Markt, der kirchliche Mittelpunkt die jetzt als Gefängnis benutzte Kirche des St. Nikolaus (hinter dem Rathause), der auch anderwärts als Patron bürgerlicher Gewerbe, besonders der Kaufleute, Schiffer und Fischer erscheint. Es vollzieht sich nun ein doppelter Rechtskampf. Einmal streben die Bürger der Altstadt, die allein ratsfähig sind und sich als „Gefreundte“ des Rats zu einer Art Patriziat emporgeschwungen haben, die Gerichtshoheit

des Burgvogts, d. i. der Herren von Torgau, dann aber auch die des Landesherrn abzuschütteln — das erstere gelang 1379, als Dietrich von Torgau seine Gerichtsbarkeit um 130 Schock Groschen an den Rat verkaufte, das andre 1444, als Kurfürst Friedrich der Sanftmütige seine zwei Drittel der Gerichtsbusen der Stadt als Lehen überließ. Andererseits erstreben die Glieder der „Gemeine“ (universitas), die Neubürger (incolae, inquilini), die Gleichstellung mit den Altbürgern (cives). Zunächst wurden ihnen durch markgräfliche Verordnung von 1305 und 1343 allerdings nur dieselben Verpflichtungen aufgebürdet wie den Altbürgern, allmählich aber erfolgte auch eine Ausglei chung der Rechte. Bald nach Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts erscheinen neben dem Räte acht Viertelsmeister, zwei von jedem Viertel, und ein Bannermeister, und beanspruchen das Recht, bei der jährlichen Rechnungsablage des Rats zugegen zu sein. Und als ihnen der Rat dieses Recht immer wieder streitig zu machen sucht, gewinnt die „Gemeine“ 1488 die Unterstützung des Kurfürsten; dieser suspendiert den Rat und verordnet am 16. Juni 1488: Das Vergangne soll vergessen sein; künftig aber sollen acht Viertelsmeister und mit ihnen der kurfürstliche Amtschösser Einnahme und Ausgabe kontrollieren; auch sollen die Ratsherren nicht mehr bloß aus den „Gefreundten,“ sondern auch aus den Viertelsmeistern und andern tauglichen Gliedern der Gemeinde gewählt werden.

Trotzdem versuchen die „Gefreundten“ im Jahre 1548, als die Stadt an den Kurfürsten Moriz übergegangen war, noch einmal das Stadtre giment für sich zu monopolisieren, indem sie durch Vermittlung des Dr. Kommerstädt es durchsetzten, daß nur der Rat, nicht aber die Viertelsmeister vom neuen Landesherrn bestätigt wurden. Erst Kurfürst August verhalf der klagenden Gemeinde zu ihrem Rechte durch eine Untersuchung gegen den Torgauer Rat, die am 8. Januar 1556 durch den Amtmann von Schweinitz, den Amtsvorwalter von Eilenburg und den Torgauer Amtschösser vorgenommen wurde. Die Untersuchung war beim Kurfürsten durchgeföhrt worden durch den Seifenfieder Hans Reinhardt, der darüber erhaltne Bericht röhrt von Barthel Weiß her, der 1547 bis 1550 Lehrer an der Stadtschule, dann Schreiber „des gemeinen Kastens“ war und später als Viertelsmeister erscheint. Eine Stelle daraus von einer gewissen dramatischen Bewegtheit ist so charakteristisch für die ganze Geistesart der damaligen „Miznopotamier“ (S. 91), daß ich mir nicht versagen kann, sie mitzuteilen. Das Hauptstück bei der Untersuchung war natürlich die Verlesung der Stadtrechnungen der letzten sechs Jahre. Diese fiel eigentlich dem Stadtschreiber zu, der aber erklärte den Kommissaren:

Gestrenge herren, ich kanns nicht gewarten, sondern habe mit den andern Rechnungen über heubt zu schaffen, und über das in 8 tagen kaum 6 stunden geschlafen und nachdeme er Barthol Weißen unter denen aus der gemeine ersehen, ferner gesagt: Ist doch herr Barthol Weiße vorhanden, der kan solches wol vorwesen. Darauf der Schösser angefangen: herr Barthol Weiße, kombt her, kombt her, Ihr müßt Euch lassen gebrauchen. Barthol Weiße: Gestrenge, ehrenwerte, erbare herrn, es ist mir ganz beschwerlich, weil ich des Rats diener nicht bin, dem Räte seine Rechnung zu thun, bin auch deshalb hierher nicht erfordert, über das, so ist es meiner geschicklichkeit und verstandes nicht, auch mag ich nichts zu thun,

da C. C. und G. hören, wie ich rede, weil ich mit einem großen catharro beladen bin. Wie B. Weiße losgeredet, setzt sich Bürgermeister Broschwitz an der herrentisch, setzt brillen auf, nimbt die Rechnung in die hand, hebt ungeheissen an zu lesen. Da er nun ein halb Blatt gelesen und gar ungeschickt darzu befunden war, saget der Verwalter: herr Bürgermeister, laßt irs stehen, setzet Euch an ewren ort und wo man Euch fraget, so gebet antwort; habet ihr nicht einen Jüngerem unter Euch, der dieses ausrichten könnte? Als sahen die herrn des Rats ein ander an und antworteten nichts. Sagt der Verwalter, habet ihr keinen in eurer mitten der lesen und schreiben könnte? Darauf schwiegen sie alle stille. Verwalter: Ei, ist das nicht schande, daß ir niemandts in Euren Ratstul habet, der zu diesem tüchtig were. . . In deme redet der Verwalter heimlich mit dem Schöff, mocht ihn leicht gefraget haben, ob B. Weiße darzu auch tüchtig were und hebet hernachmals an: Lieber Freund, kombt her, thut uns und dem Rat so viel zu Gefallen und lest die Rechnung, wie sichs gebüret. . . B. Weiße wendet für, er könne nicht reden wegen seines catharri. Sagt der Schöff: Versucht ein blatt oder drei, wilß Euch nicht abgehen, so müssen wir alsdan besehen, daß wir frembde leute darzu bekommen, weil ihrer hier zu Torgaw nicht anzutreffen seindt. Darauf bitten die auß der gemeine und auch eglische auß dem Rat. . . Als gehet er ganz beschwerlichen daran und sehet im namen Gottes an zu lesen. Und da die herrn sehen, wie er sich darzu geschicket, muß er folgend alle sechs Jahrechnungen ordiniren und lesen.

An diesem Berichte ist mancherlei merkwürdig: vor allem die reine, ungezwungne Sprache, die noch ganz frei ist von der Fremdwörterei des siebzehnten Jahrhunderts und von dem schwülstigen Satzbau der spätern, leider auch der modernen Kanzleisprache. Daß der regierende Bürgermeister nur mit Mühe, der übrige Rat, wie es scheint, gar nicht lesen und schreiben kann, darf uns nicht wundern: diese Männer waren alle noch vor der Aufrichtung des evangelischen Schulwesens jung gewesen. Endlich aber sieht man aus dem ganzen Ton des Berichts, daß Torgau nicht allzuweit von Schilda entfernt liegt, daß der kurfürstliche Hofrichter von Schönberg, der vierzig Jahre später das Schildbürgerbuch verfaßte, in dem Torgauer Barthel Weiß einen würdigen Vorläufer hatte. Denn auch Barthel Weiß war kein bloßer Spasmacher, sondern hatte die Absicht, das ungetreue und tyrannische Regiment des Rats aufzudecken und diesen lächerlich zu machen. Wie mögen in dieser bewegten Zeit die Bürger der guten Stadt Torgau in den Schänken „gekannegießert“ haben! Man saß nämlich in Torgau gern und viel beim Gerstensaft, zumal da das Torgauer Bier wegen seiner Güte hochberühmt war und weithin verstant wurde; ein Sprichwort lautete: „Torgisch Bier armer Leute Malvasier.“ Man trank es in Torgau selbst in den brauereiberechtigten Bürgerhäusern und in der vom Rate eingerichteten Trinkstube des Rathhauses. Sie war der Gegenstand einer besonders liebevollen Fürsorge. Unter den Beschwerden der Gemeine gegen den Rat im Jahre 1556 kommt auch die Klage vor: „der Rat habe über einer wilden saw und dem Churbiere uf der trinkstuben 40 Gulden verthan und verzehret, alles zu hohn und spott der armen gemeine, weil sie oben schwebeten,“ und der Bürgermeister habe zwei wegen Ehebruchs ehrlose Männer zu Trinkstubenherren gemacht, wodurch die ehrliche Gesellschaft dermaßen zerstreut worden sei, daß „hernachmals Kuhhirten, sehvirten und zippler (unzünftige Arbeiter, die namentlich als Gehilfen der Bierschröter auftraten) hinauf zur zechte giengen.“

Die gute Einrichtung der Trinkstube galt als so wichtig, daß Kurfürst August unterm 20. Januar 1579 selbst eine neue Trinkstubenordnung erließ, die einen interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte bietet: der Trinkstube stehen zwei Stubenherren vor, einer vom Rat, einer von der Gemeinde, die das Bier einkaufen und den Ausschank beaufsichtigen. Die tägliche Zechzeit ist von fünf Uhr nachmittags bis um neun Uhr. Jeder Gast zahlt bei seinem Eintritt an die Stubenherren den von ihnen festgesetzten, vom Rat bestätigten Preis; wieviel er dann trinkt, steht in seinem Belieben. Täglich dürfen die Trinkstube besuchen das Hofgesinde (außer den Stallknechten), die vom Adel, die Bürgermeister, Ratsherren, Viertelsmeister, Vorsteher des gemeinen Rastens und die von den Bürgern, die vom Bürgermeister einen besondern Erlaubnisschein dazu haben, endlich die zugereisten Fremden mit Ausnahme der Samenkrämer, Spielleute und der Spitzbuben. Die Handwerker dürfen nur Donnerstags und Sonntags kommen. Der oberste Tisch muß für Ritterschaft, Adel und Rat freibleiben. Wer sich halb oder ganz voll säuft oder „sonsten mit dem trinken geizig oder unbegnügig“ ist, der soll erstlich sechs Groschen, das zweitemal einen halben Thaler Strafe zahlen; kommts aber zum drittenmale vor, so soll er die Trinkstube auf ein halbes Jahr meiden müssen.

Die Torgauer waren aber nicht nur witzig und trinklustig, sondern auch wehrhaft. Sie waren verpflichtet, jeder nach seinem Vermögen einen ganzen oder halben Harnisch, Schwert, Speiß, Armbrust oder Feuerrohr zu besitzen, die ärmern, auch die Vorstädter, mehrere in Gemeinschaft einen Harnisch.

Solche Wehrhaftigkeit der Stadtbürger gab es auch anderswo, aber Torgau ist wohl die einzige deutsche Stadt, wo sich etwa siebenzig Harnische, die meist aus dem sechzehnten Jahrhundert stammen, bis auf diesen Tag im Besitze der alteingewesenen Bürgerfamilien erhalten haben. So genießt denn die Stadt alljährlich am Pfingstfeste das Schauspiel, daß die „Geharnischten,“ eine Kompagnie zu Pferde, die andre zu Fuß, in der echten Waffenrüstung der Reformationszeit ihren Auszug halten.

Nicht zur Stadt im rechtlichen Sinne gehörte das Schloß Hartenfels. Es ist noch heute die anziehendste Sehenswürdigkeit Torgaus, obwohl es nur noch einen schwachen Schimmer des alten Glanzes bewahrt. Wenn man es besuchen will, so überschreitet man den breiten und tiefen, nachmals auch als Bärenzwinger benutzten Graben, worin der natürliche Fels zu Tage tritt, auf einer hohen steinernen Brücke und gelangt zunächst an das gewaltige, mit dem kursächsischen Wappen geschmückte Thor. Dieses Thor ist erst unter Johann Georg I. (1623) hergestellt worden. Es liegt an der Stelle des alten castrum Torgowe, das sich von hier aus nach rechts und links hin erstreckte. Der erste Wettiner, dem die alte Burg als Residenz nicht mehr genügte, war Herzog Albrecht der Beherzte (1464 bis 1500). Damals begann das deutsche Fürstentum, gehoben durch das nach römischem Rechte gesteigerte Einkommen, sich nach einer größern Machtentfaltung zu strecken und zu recken und forderte demgemäß auch ein prächtigeres und stolzeres Gehäuse seines Daseins, als es die mittelalterlichen Burgen zu bieten vermochten. Auch das Beispiel der italienischen Signori, deren stolze und heitere Herrensitze die Deutschen auf ihren

Pilgerfahrten nach Rom und nach dem heiligen Lande kennen lernten, war mit maßgebend; bei den Wettinern kam noch der aus den Bergwerken zufließende Strom des Silbers dazu. So erstand auf Albrechts Befehl seit 1471 durch den Meister Arnold von Westfalen auf dem ehrwürdigen Urstize des mittelalters Deutschtums, auf dem Burgfelsen von Meissen der heitere Prachtbau, der in seinen einzelnen Gliedern zwar noch der Spätgotik zugeteilt werden muß, dessen hohe und geräumige Säle mit den breiten, die Steinmassen wirksam unterbrechenden Fenstern aber schon den über die Gotik siegenden Geist der Renaissance atmen. Ein Jahrzehnt später begann Albrecht auch in Torgau das alte Kastell zu verschönern und stumpfwinklig dazu in der Richtung auf die Stadt zu einen neuen Flügel zu erbauen, der etwa da endigte, wo sich jetzt der hohe, mit einer Steingalerie umgebene Wächterturm (in der Südecke des Hofes) majestätisch erhebt. Es fehlte damals auch nicht an Meistern und Gesellen, solche Werke eines neuen Geistes zu schaffen, und gerade in Torgau war schon 1462 von den sächsischen und thüringischen Bauhütten eine neue Steinmetzordnung vereinbart worden. Den Steinmetzzeichen des Meisters Hans von Torgau begegnen wir an der Wolfgangskirche in Schneeberg (1516), und demselben wird 1519 die Leitung des Baus der großen Kirche in Annaberg übertragen. Leider aber kennen wir den Meister, dem Herzog Albrecht den Bau des Torgauer Schlosses übertrug, noch nicht; das Material zu weiterer Erkenntnis schlummert wohl noch im Staatsarchiv zu Weimar.

Es war dem thatendurstigen Albrecht nicht vergönnt, sich des vergrößerten Schlosses in Torgau in Ruhe zu freuen: denn einmal lag der gewaltige Held fast immer für Kaiser und Reich im Felde, und dann ging Torgau 1485 durch die Leipziger Teilung in den Besitz der Ernestiner über. Die Kurfürsten Ernst, Friedrich der Weise und Johann der Beständige begnügten sich mit dem Schlosse in der Gestalt, wie es ihnen Albrecht überliefert hatte. Als aber 1532 der damals neunundzwanzigjährige Johann Friedrich zur Regierung kam, begann für das Torgauer Schloß eine neue Zeit, die glänzendste, die es erlebt hat. Johann Friedrich ist uns vor allem als der Märtyrer des Protestantismus bekannt, der durch die christliche Geduld und den würdigen Gleichmut, mit dem er alle Kränkungen und Qualen seiner sechsjährigen Gefangenschaft ertrug, ferner durch die innige Glaubenszuversicht, mit der er an seinem Evangelium hing, Bewunderung verdient. Aber mit seiner Charakterfestigkeit und Frömmigkeit vereinte er auch eine starke Neigung zu behaglichem Lebensgenuß. Er liebte nach der Sitte der Zeit nicht nur eine reich besetzte Tafel und einen guten Trunk, sondern fand auch Geschmac an einer vornehm und behäbig ausgestatteten Häuslichkeit und an einem soliden höfischen Prunk. So war er der rechte Mann, das zu vollenden, was Albrecht begonnen hatte: Torgau zu einem der glänzendsten Fürstentitze des Reichs zu erheben. Er hat den „Hartenfels“ bei Torgau, wo er geboren und erzogen war, vor allen andern Schlössern geliebt und ihm das Gepräge seines eignen Wesens gegeben. Als ihn bald nach dem 24. April 1547 Herzog Alba in seinem Fußiger Quartiere (IV, 1901, S. 649) besuchte und fragte, warum er an dem Tage, wo er gefangen wurde, sich nicht in der Richtung auf Torgau zurückgezogen habe,

das doch so nahe an Mühlberg lag, und unter dessen Schutz er ungestört den Fluß überschreiten und weiter nach Wittenberg hätte gelangen können, antwortete er: „Torgau ist immer meine Wonne (*deliciae*) gewesen und das Stück Erde, das ich mehr geliebt habe als meine andern Besitzungen zusammen; in Torgau hätte ich mich ohne Zweifel retten können, aber in der entscheidenden Stunde kam es mir nicht in den Sinn, noch konnte ich mich darauf besinnen; Gott wollte mich wohl strafen für meine Sünden.“

Der Kurfürst gewann für seine großartigen Baupläne den Meister Konrad Krebs, oder wie er volkstümlich genannt wurde, Kunz Krabs. Sein schöner Grabstein steht jetzt an der Ostseite der Marienkirche mit der Inschrift: Anno Dni. MDXL. Dienstag am Abend Egidii ist der erbare Conrad Krebs C. F. G. zu C. Sachsen Baumeister selig verschieden. Dem Gott gnad. Das gut gearbeitete Hochrelief zeigt einen stattlichen Mann in reicher Gewandung, Zirkel und Meßstab in der Rechten, wie er sich mit der Linken auf ein ein Krebs führendes Wappenschild stützt. Die Züge des schönen Kopfes mit dem starken gekräuselten Bart und dem vollen gelockten, weit über Stirn und Schläfe hereinfallenden Haupthaar verraten Kraft und Anmut. Leider wissen wir von dem großen Künstler zur Zeit nicht viel mehr, als was uns dieser Stein verkündet. Nur soviel steht aus den Steinmetzzeichen fest, daß er 1513 in hervorragender Weise beim Bau der Kirche in Crimmitschau und vielleicht 1519 am Bau der Annaberger Kirche beschäftigt war. Krebs baute in einem fast rechten Winkel zu dem Schlosse Albrechts den dem heutigen Thor gegenüberstehenden Hauptteil des Schlosses, der den Hof nach Südosten abschließt, einen Prachtbau, der zu den interessantesten und schönsten Schöpfungen der deutschen Renaissance gehört. In vier Geschossen erhebt sich der rechteckige Bau, der den großen Festsaal des Schlosses enthielt; zwischen dem zweiten und dem dritten Stockwerk umgürtet ihn in seiner ganzen Länge ein in reicher Bildhauerarbeit ausgeführter steinerner Balkon, der in der rechten Ecke durch eine von schlanken Säulen getragne dreistöckige Loggia mit dem etwas niedrigeren Balkon des Albrechtsbaus verbunden ist. Diese Loggia ist dem 1539 ebenfalls noch von Krebs erbauten Wächterturm angeheftet, der vierkantig in die Ecke zwischen Festsaal- und Albrechtsbau gestellt mit seiner hoch über den Dächern schwebenden Galerie einen fast ebenso trutzigen Eindruck macht wie der Turm des Mediceerpalastes in Florenz. Doch die eigentümlichste und schönste Probe seiner Kunst hat Krebs in dem berühmten Treppenhause des Festsaalbaus abgelegt. Genau der Mitte der Fassade hat Krebs ein zwei bis drei Mann hohes würfelförmiges, mit einer Galerie umgebenes Postament vorgelegt, zu dem von rechts und links je eine dreißig Stufen zählende Freitreppe hinaufführt. Auf dem Postament wieder erhebt sich eine senkrecht, also außerhalb des Saalbaus emporgeführte Schnecken- oder Schneckentreppe, die von einem überaus kunstvollen Hause umkleidet ist. Das Mauerwerk der Wände dieses Treppenhauses erscheint, um dem heitern Sonnenlichte möglichst viel Einlaß zu gewähren, fast nur in Fenster und Fensterpfeiler aufgelöst zu sein, die sich in wechselnder Größe und Gestalt dem Gange der Treppe folgend aufwärtsziehen. Das Ganze ist ein Bau von ausgeprägtester Eigentümlichkeit, der wohl nirgends seinesgleichen

hat: in den langen Rundbogenfenstern des obersten Geschosses scheint etwas von der himmelanstrebenden Art gotischer Dome nachzuwirken, während die lockere Zierlichkeit und Lustigkeit der Gesamtanlage fast das Rokoko vorahnen läßt. Der das Haus oben abschließende halbkreisförmig zum Dache hin umgebogene Giebel ist einem gewaltigen Diadem vergleichbar, wie eine steinerne Symbolisierung der aufstrebenden fürstlichen Libertät.

Noch unter der Leitung von Krebs wurde auch der Nordflügel des Schlosses begonnen, der rechtwinklig zum Festsaalbau stand und bis zum alten Schlosse hin fortgesetzt den unregelmäßig geformten Schloßhof nach Norden hin abschloß. Die Mitte dieses Baues wurde durch einen auf einer mächtigen Säule ruhenden zweistöckigen Erker geziert, an dem als Jahr der Vollendung 1544 zu lesen steht. Rechts davon lagen die Gemächer der Kurfürstin, links vom Erker ist die gleichfalls 1544 vollendete Schloßkirche, die an Stelle einer ältern Martinskapelle trat und jetzt als Garnisonkirche dient. Sie enthält außer anderm Schmuck eine schöne von Wolf und Oswald Hilger zu Freiberg gegossene Botivtafel mit prachtvoller plastischer Umrahmung, in die als Medaillons die Bilder des Kurfürsten, seiner beiden Söhne und Luthers eingelassen sind. Luther selbst hat diese Kirche, die erste neuerbaute evangelische Kirche Deutschlands, am siebzehnten Sonntage nach Trinitatis mit Gebet, Lobgesang und einer Predigt eingeweiht; der kurfürstliche Kapellmeister Waltherr (f. S. 608) hatte dazu eine siebenstimmige Kirchenmusik (septem vocum per fugas) komponiert. Die Verse, die damals unter ein das Opfer des Elias darstellendes Bild des Lucas Cranach gesetzt worden sind, das der Kanzel gegenüberhing, atmen schon die Stimmung des sich vorbereitenden Schmalkaldischen Kriegs:

Diß Haus aufs neue gebauet ist
Zu Lob dem Herrn Jesu Christ,
Desgleich vor nie gewest bisher
Das unbeschmeißt erfunden wär
Vom Pabst und seiner Messen Gift,
Die er in allen hat gestift.
Gott geb das es fort bleibe rein,
Nichts hör denn Gottes Wort allein!

Kurfürst Johann Friedrich soll sich diese Kirche sogar zur letzten Ruhestätte gewünscht und sich darin eine Gruft angelegt haben — aber die Vorsehung fügte es, daß er samt seiner treuen Gemahlin nach dornenvoller Leidensbahn schließlich in der Pfarrkirche zu Weimar sein Grab fand (1554). Wie bittere Empfindungen mußten den unglücklichen Mann erfüllen, als er drei Tage nach dem Kampf auf der Lothauer Heide als Gefangener mit verbundner Wange, von hundert spanischen Arkebüssieren und neapolitanischen Reitern bewacht in einem offenen Bauernwagen an dem stolzen Lieblingsitze, wo er sich behaglich auszuleben gehofft hatte, vorübergeschleppt wurde! Unterdessen ritten die Fürsten, die ihn besiegt hatten, in den Schloßhof hinein, und jeder von ihnen äußerte seine Bewunderung über des Fürstenitzes Herrlichkeit in seiner Weise: Karl V. meinte, es sei „eine recht kaiserliche Burg,“ König Ferdinand, „es stünde des

Schlosses Herrlichkeit halber das Königreich Neapolis wohl dabei," und der infolge der Mühlberger Schlacht aus der Gefangenschaft befreite Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Bayreuth sagte, als er mit Moritz die Schnecken- und Treppentreppe zum Festsaal emporstieg: „Herr Oheim, es möchte wohl einer einen Krieg führen, wenn er solch ein Schloß gewinnen sollte.“ Diese Worte galten dem neuen Herrn, der vielleicht daran zurückdachte, wie er im September 1545 in eben diesem Schlosse von seinem kurfürstlichen Vetter beim Becher über seine politischen Absichten verhört worden war — sie transit gloria mundi!

Seinem Charakter entsprechend war und blieb das Torgauer Schloß der berufne Ort für heitere höfische Feste. Eine ganze Reihe prunkvoller Hochzeiten wettinischer Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen ist hier gefeiert worden. Diese Reihe beginnt mit der 1428 gefeierten Vermählung Friedrichs des Sanftmütigen mit der Habsburgerin Margarethe und endet mit den unerfreulichen Festen, die Kurfürst Johann Georg IV. im Jahre 1692 aus Anlaß seiner Vermählung mit der verwitweten Markgräfin Eleonore Erdmute Louise von Ansbach-Bayreuth (S. 210) veranstaltete. Diese Hochzeitsfeier von 1692 war unerfreulich, weil sie eine durchaus unglückliche Ehe einleitete, und weil dabei ein undeutscher, französischer Geschmack zur Geltung kam. Ein freundlicheres Bild — trotz der mitunterlaufenden Völlerei — gewähren die während des sechzehnten Jahrhunderts in Torgau gefeierten Hochzeiten, vor allem die des Herzogs Johann (des spätern Kurfürsten) mit Sophie von Mecklenburg (1500), bei der 1500 Personen der Braut bis nach Delitzsch entgegentragen und sie unterwegs durch allerlei Ritterspiel ergötzten. In Torgau selbst waren in diesen Tagen elftausend Menschen zu speisen und siebentausend Pferde zu füttern. Dazu reichte natürlich der im Schloß verfügbare Raum nicht aus, sondern auch alle Bürgerhäuser waren mit Gästen belegt: so nahm denn auch die ganze Bürgerschaft mitsamt den Nachbargemeinden an den Veranstaltungen teil, und so wurde die fürstliche Hochzeit zum großartigen Volksfeste. Ähnlich verlief auch die Hochzeit des Kurprinzen Johann Friedrich mit Sibylle von Meve im Jahre 1527, bei der die Trompeter und Pauker alle Achselstücke trugen mit der Devise der Kurfürstin: VDMIAE (verbum Domini manet in aeternum) — man findet diese Buchstaben in Torgau noch hier und da am Thürstein eines alten Hauses, auch an der Kirche von Sigenroda — und es trotzdem recht weltlich heiter zugeht. Denn die Küchenregister vermelden, daß nach und nach über 31000 Personen gespeist wurden. Auch Luther war beim Feste; ihm gegenüber beklagte sich Herzog Ernst von Saxe-Weimar bei Tisch über das unmäßige Saufen, dem niemand steure, obwohl doch jeder auch ein frommer Christ sein wolle. Luther gab ihm Recht und sagte: „Da sollten die Fürsten und Herren zu thun," worauf Herzog Heinrich von Mecklenburg erwiderte: „Ei, Herr Doktor, wir thun freilich darzu, es wäre sonst längst abkommen.“

Es ist klar, daß sich auch die Wohlhabenheit und der Glanz der Stadt Torgau durch die Hofhaltung und die Hoffeste des Schlosses Hartenfels heben mußte. Man hat berechnet, daß Torgau in der Mitte des sechzehnten

Jahrhunderts eine Einwohnerzahl von etwa 3500 hatte, während in Freiberg, Leipzig und Dresden, damals den größten Städten der Wettiner, etwa je 5000 Bewohner waren. Aber diese Zahlen geben wohl nicht das richtige Verhältnis der Bedeutung dieser Städte an; es scheint vielmehr, daß Torgau wegen der großen dort abgehaltenen Hoffestlichkeiten, fernerhin auch als häufiger Sitz des Landtags im sechzehnten Jahrhundert an Bedeutung den genannten Städten völlig gleich stand.

Die letzten fürstlichen Hochzeitsgäste, die der Hartenfels in seinen Mauern sah, waren teilweise recht unheimliche Gesellen, die dort eins der finstersten Nachtstücke russischer Geschichte inszenierten: Zar Peter der Große, sein unglücklicher Sohn Alexei und deren russisches Gefolge. Peter der Große kam im Oktober 1711 von Karlsbad aus über Dresden zu Schiff in Torgau an, um seinen einundzwanzigjährigen Sohn Alexei Petrowitsch mit Charlotte Christiane Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel zu vermählen. Der Zarowitsch, an innerer Roheit und orientalischer Wollust dem Vater gleich, aber ohne dessen staatsmännischen Blick, war damals dem Vater als geheimer Anhänger der altrussischen Partei längst verdächtig; so sollte ihn die Ehe mit der siebzehnjährigen deutschen Prinzessin der Sphäre westeuropäischer Kultur näher bringen. Mit wie banger Sorge mochte die edle Christine Eberhardine, die Gemahlin Augusts des Starken, die damals schon längst in Torgau oder Preßsch Hof hielt und die braunschweigische Prinzessin erzogen hatte, diesem Ehebunde entgegensehen, und nun gar erst das arme Opfer, das dem barbarischen Unholde angetraut wurde! Sie starb schon 1715, und drei Jahre später endete ihr Gemahl im Gefängnis unter der Knute seines Vaters! Die Gesinnungsart, die sich hier offenbart, hielt den Zaren nicht ab, in Torgau mit dem größten Gelehrten dieser Zeit, mit Leibniz zusammenzukommen, der dahin zitiert und von ihm mit einem russischen Titel und 1000 Rubeln Pension begnadet wurde!

(Schluß folgt)



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Allihn)

Erstes Kapitel

Vorbereitungen



Unsre Geschichte macht jetzt einen großen Schritt vorwärts, nämlich über ganze dreiviertel Jahr weg, das ist die Zeit des Brautstandes Doktor Duttmüllers und Alices. Jedermann weiß, daß ein Brautstand, der einigermaßen für etwas gehalten sein will, nicht kürzer sein darf. Schon wegen der Wäsche und der Monogramme. Thun wir aber nicht Unrecht, diese schönste Zeit des Lebens ohne Bedenken in den Papierkorb zu werfen? Wir bitten zu erwägen erstens, daß, wenn diese Zeit auch für die Beteiligten die schönste des Lebens sein sollte, sie es für die

Grenzboten I 1902

78